

Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte =
Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 14 (1996)

Artikel: Hochschulkarrieren im Wandel : Reproduktion, Professionalisierung
und Internationalisierung des Schweizer Hochschulpersonals

Autor: Horvath, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-871700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRANZ HORVATH

Hochschulkarrieren im Wandel

Reproduktion, Professionalisierung und Internationalisierung des Schweizer Hochschulpersonals

Im Rahmen eines Nationalfondsprojekts untersucht ein Forschungsteam an der Koordinationsstelle für Weiterbildung der Universität Bern die internationalen Forschungsbeziehungen der Schweizer Hochschulen.¹ Die Ausgestaltung dieser Beziehungen zu verstehen, ist wesentlich einfacher, wenn man die historische Dimension mit einbezieht. Der folgende Beitrag stellt einige Resultate der in diesem Zusammenhang angestellten Recherchen vor.

Hochschulen bilden nicht nur aus, sie bieten auch Arbeitsplätze für akademisches (und anderes) Personal an, sie formieren mithin einen Arbeitsmarkt. Ihr Lehr- und Forschungspersonal ziehen die Hochschulen zum grössten Teil selbst nach. Auf den ersten Blick könnte man deshalb meinen, dass es den Trägern dieser Institutionen relativ leicht fallen sollte, diesen Arbeitsmarkt zu steuern, ihn von anderen Teilarbeitsmärkten abzugrenzen und im Gleichgewicht zu halten. Doch mit der Steuerbarkeit des Arbeitsmarktes Hochschule ist es bei genauer Betrachtung nicht weit her. Das Einzugsgebiet des Schweizer Hochschularbeitsmarktes hat in der Geschichte stark variiert. Zu gewissen Zeiten kam ein grosser Teil des Nachwuchses aus dem Ausland, während anderer Phasen dominierten eingessene Wissenschaftlerdynastien. Manchmal schenkte man der Nachwuchsförderung grosse Aufmerksamkeit, andere Male verbreitete sich die Furcht vor einer Akademikerschwemme. Die Hochschulen bilden ein komplexes System, das sich der zentralen Steuerung und Verwaltung weitestgehend entzieht. Dessen Besonderheiten gilt es zu berücksichtigen, wenn man das universitäre Feld als Arbeitsmarkt skizziert.

Erstens werde ich im folgenden darlegen, was ich unter Reproduktion der Hochschullehrerschaft verstehe, zweitens Überlegungen zu deren Professionalisierung präsentieren und drittens einige historische Beispiele erläutern, die ausgewählte Schlaglichter auf das Funktionieren dieses Arbeitsmarktes werfen.

Reproduktion der Hochschullehrerschaft

Unter Reproduktion der Hochschullehrerschaft verstehe ich die Vorgänge, die dazu dienen, den Ersatzbedarf an Hochschullehrerinnen und -lehrern zu decken. Dieser Bedarf ist rückblickend auf die letzten 100 Jahre stark, aber unregelmäßig gestiegen. Ich möchte mich im folgenden nicht diesen Schwankungen widmen.² Mich interessiert mehr, wie die Nachwuchsförderung funktionierte, woher der Nachwuchs kam, ob es eigener oder fremder war, und wo die endo- und exogen verursachten Nachwuchsprobleme lagen.

Wichtig zu erwähnen scheint mir zunächst, wie sich in dieser Expansionsphase die Rahmenbedingungen verändert haben. Die Hochschulen haben sich zu Massenbildungsanstalten gewandelt. Der Professorenberuf hat dadurch einen Teil seines hohen sozialen Prestiges verloren.³ Andererseits hat er an Gewicht gewonnen, da tertiäre Bildung in immer mehr Bereichen unentbehrlich wird. Ein weiteres Merkmal der Massenuniversität bildet der zunehmende Stellenwert der Lehre, der das oft gehörte Klagelied von den überhandnehmenden Verpflichtungen nach sich zieht. Die verstärkte Einbindung in den Lehrbetrieb scheint auf den ersten Blick Forschung und Mobilität zu behindern. Ob dies langfristig wirklich der Fall ist, bleibt umstritten. Dagegen spricht etwa die Tatsache, dass heute ein beachtlicher Teil der Lehrleistungen von Mittelbauangehörigen und Lehrbeauftragten erbracht wird. Weitere Veränderungen ergeben sich durch den Wandel der tertiären Bildungslandschaft insgesamt, zum Beispiel über die Etablierung von Fachhochschulen oder über neue Erwartungen, die an die Hochschulen herangetragen werden (zum Beispiel in der Weiterbildung). Das Berufsbild des Hochschulprofessors beziehungsweise der -professorin scheint auf jeden Fall einem Wandel unterworfen zu sein.

Hochschullehrer, zumindest männliche, gibt es schon seit langer Zeit. Etymologisch handelt es sich beim «Professor» gewissermaßen um den «Berufemacher», denjenigen, der die akademisch gebildeten Berufsleute und das akademische Lehrpersonal ausbildet. Er ist also der zentrale Akteur bei der Reproduktion der akademischen Berufe. Man spricht in diesem Zusammenhang auch vom «Schlüsselberuf» («key profession»)⁴ oder von einem «Türhüter»⁵. Den Hochschullehrerberuf als «Profession» im Sinne der sozialwissenschaftlichen Professionalisierungsdebatte der letzten Jahrzehnte zu betrachten, ist jedoch erst in der jüngeren Vergangenheit üblich geworden.⁶

Professionalisierung eines nichtprofessionalisierbaren Berufs?

Lange Zeit sahen sich die Hochschullehrer mit ihrer Schlüsselstellung nicht in der Rolle von normalen Berufsleuten, sondern als Menschen, die im wahren Sinne des Wortes in ihre Stellung berufen wurden. Dies hängt zusammen mit dem neuhumanistisch geprägten Bild der Privatdozentur. Die Bewährung als Privatdozent verlangte harte Entbehrungen und bescherte dem Gelehrten trotzdem eine unsichere Zukunft. Nach dieser idealistischen Vorstellung musste der Gelehrte in dieser Zeit alles daran setzen, um sich als charismatische Forscherpersönlichkeit zu profilieren.⁷

Die Privatdozentur kann jedoch nicht als eine Ausbildung zum Professor betrachtet werden. Sie endet nicht mit einer Prüfung, die professorale Fähigkeiten zertifiziert. Der Gelehrtennachwuchs muss seine fachlichen Qualifikationen selbst unter Beweis stellen, indem er herausragende Neuerungen präsentiert, von denen angenommen wird, dass sie nicht in einem Examen beurteilbar sind, weil «solche äussere Formen und Mittel», so Wilhelm von Humboldt, «das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabzieh[en]» würden.⁸ Der Weg zum Hochschulprofessor entspricht also nicht einer klar professionalisierten sozialisatorischen Laufbahn. Die Privatdozentur, als ihr einziger institutionalisierter Bestandteil, entzieht sich der Strukturierung, weil sie von ihrem Anspruch her einzig auf das Charisma der Forscherpersönlichkeit abstellt. Der Privatdozent beziehungsweise die Privatdozentin befindet sich auf einer «Laufbahn ohne Laufbahncharakter», wie Martin Schmeiser in seinem Buch über deutsche Professorenbiographien schreibt, oder auf einer «Leiter ohne Sprossen», wie es Christian Graf von Krockow nannte.⁹

Die Grundlage dafür, dass der «alte Zopf» der Privatdozentur dennoch überlebte, bildete nach der Meinung von Schmeiser das Vertrauen in die Institutionen der neuhumanistischen Universitätsreform, denen man den Erfolg des deutschen Hochschulsystems zu verdanken glaubte.¹⁰ Dies, «obwohl sich die Professorenkarriere in Deutschland faktisch sehr schnell zu einer hoch voraussetzungsvollen Qualifikationskarriere entwickelte, was eine Umgestaltung der Privatdozentur zur professionellen Karriere nahegelegt hätte».¹¹ Ich vermute, dass dies grösstenteils auch auf die Schweiz zutrifft, können doch die Schweizer Hochschulen bis zum Ersten Weltkrieg in vieler Hinsicht als integraler Bestandteil eines höheren Bildungssystems betrachtet werden, welches sich mehr oder weniger über den ganzen deutschen Sprachraum, teilweise aber auch darüber hinaus erstreckte.¹²

Die «im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut[e]» Legitimation über Charisma funktionierte aber eigentlich nur so lange, bis sich an den Universitäten Institute und Seminare ausdifferenzierten.¹³ Die Möglichkeit, sich zu bewähren, erhielt dann nämlich nur noch, wer durch den Direktor oder Abteilungsvorstand in die Institutsforschung beziehungsweise den Lehr- und Übungsbetrieb mit einbezogen und damit für eine Karriere vorselektiert wurde.¹⁴ Sich erfolgreich als Privatdozent zu behaupten, bildete fortan weniger die zentrale Voraussetzung für eine Professorenkarriere, als ein Mittel, um sie später zu legitimieren. Zusammen mit dem Credo der Forschungsfreiheit hat sich die Privatdozentur damit zu einem Bestandteil der gemeinschaftlichen Ethik des Professorenstandes gewandelt, mittels dem dieser einerseits Qualitätsstandards aufrechterhält, andererseits sich abgrenzt, um seine Autonomie zu verteidigen.¹⁵

Der Drang nach Autonomie, das heisst sich durch den Expertenstatus gegen äussere Kontrollen abzuschotten und nach Möglichkeit ein Monopol zu errichten, ist typischer Bestandteil einer Professionalisierungsstrategie. Weiter gehören dazu die Zugangskontrolle durch eine Berufsorganisation und der Anspruch auf eine spezielle Stellung innerhalb der Gesellschaft. Das heisst nicht, dass Professionalisierung immer gleich abläuft. Es sind dabei die verschiedensten Strategien und Antriebskräfte denkbar. Auch der Staat kann aus herrschaftstechnischen Überlegungen die Professionalisierung fördern.¹⁶ Dies ist insbesondere der Fall bei den verbeamteten Professionen.¹⁷

Auf diesem Gebiet zeigt sich ein wichtiger Unterschied zwischen Deutschland und der Schweiz. Nach der Meinung von Hannes Siegrist sei der Einfluss des Bürgertums auf die Bildungsinstitutionen in bürgerlich-liberalen Ländern grösser gewesen als in bürokratischen Zentralstaaten. Die deutschen Professoren seien, verglichen mit ihren Schweizer Kollegen, stärker verbeamtet gewesen, was zu einer ausgeprägteren Verinstitutionalisierung der universitären Laufbahn geführt habe. In liberalen Gesellschaften habe diese Laufbahn auch für bürgerliche «Praktiker-Professionals» offengestanden. Freiberufliche Nebenbeschäftigungen seien in der Schweiz, den USA und Italien bei vielen Professoren weit verbreitet gewesen.¹⁸ Im Sinne einer ersten These könnten wir darum vermuten, dass Verinstitutionalisierung und staatliche Kontrolle eine stärkere Abschottung und schwächere Auslandsmobilität bewirken. Die sprichwörtliche Internationalität der schweizerischen Hochschulen des 19. Jahrhunderts könnte also damit zusammenhängen, dass Regulierung und Verlaubbahnung noch sehr schwach entwickelt waren.

Die Professur als Variante bürgerlich-aristokratischer Tugendhaftigkeit

Die enge personelle Beziehung zwischen Hochschule und Praxis, die Siegrist postuliert, könnte damit zusammenhängen, dass in der Schweiz das Honorarium eine grosse Bedeutung besass.¹⁹ Das Umfeld wirtschaftlich prosperierender Städte wie Basel und Genf ermöglichte alteingesessenen reichen Familien beziehungsweise in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch der neuen bürgerlichen Elite standesgemässe Karrieren im Militär, der Justiz oder der Wissenschaft.²⁰ In einer exemplarischen Studie hat Cléopâtre Montandon aufgezeigt, warum sich Genfer Patriziatsfamilien im 18. Jahrhundert der Wissenschaft zu widmen begannen und wie es ihnen gelang, dieses Tätigkeitsfeld zu monopolisierten.²¹

Eine wichtige Rolle spielte im 17. und 18. Jahrhundert die demografische Entwicklung des Patriziats.²² In der Republik Genf wuchs diese Gruppe derart stark, dass ihre Söhne zunehmend fern der Heimat Beschäftigung suchten. Mögliche standesgemässe Optionen waren das Bankgeschäft oder die Offizierslaufbahn in einer fremden Armee. Das Blickfeld der Republik begann sich damit zu erweitern. Mit dieser Öffnung Genfs ging an der Wende zum 18. Jahrhundert eine geistige Krise einher. Ungewissheit bestand insbesondere über die zukünftige Stellung der Kirche.²³ Die Attraktivität der theologischen Ausbildung sank im Patriziat. Die Wissenschaft bot sich da als *Deus ex machina* an, der eine neue standesgemässe Beschäftigungsmöglichkeit eröffnete. Von Bedeutung war auch, dass die aus der Regierung ausgeschlossenen Teile des Bürgertums die Anerkennung ihrer politischen Rechte forderten. Der konfliktreiche Streit um die Macht, der 1703 und 1734–1738 aufflammte, minderte die Attraktivität einer Magistratskarriere, wie sie bisher in den Genfer Patriziatsfamilien üblich war. Auf die ruhigere Wissenschaft auszuweichen, war naheliegend.²⁴

Sich der Erforschung der Natur zu widmen, musste nicht als Bruch mit dem Calvinismus aufgefasst werden. Dank einem deistischen Naturbegriff konnten die wissenschaftlichen Aktivitäten durchaus dem Ruhme Gottes dienen und als Erfüllung einer Bürgertugend gelten. Zudem bestätigte dies den aristokratischen Patriziern ihr Gefühl der intellektuellen Überlegenheit.²⁵ Als Honoratioren verfügten sie über genug Musse und Mittel, eine charismatische Forscherpersönlichkeit aufzubauen. Private Sammlungen aus ihren Häusern bildeten oft den Grundstock neuer akademischer Institutionen:

Augustin-Pyramus de Candolle, ein typischer Vertreter dieses Wissenschaftler-

typs, legte 1817 zusammen mit seinen Freunden den Grundstein für einen botanischen Garten und im Jahr darauf für ein akademisches Museum. Aus privaten Beständen bekam dieses Museum wichtige Sammlungen, von denen bei den reichen Genfer Familien viele vorhanden waren. Das Museum entwickelte sich rasch zum Zentrum der 1802 gegründeten «Faculté des Sciences» der Genfer Akademie.²⁶ Nicht selten wurden in Genf Lehrstühle kreiert, die auf ganz bestimmte Personen zugeschnitten waren. So schuf man 1771 einen Astronomielehrstuhl für André Mallet, der neben den notwendigen familiären Beziehungen vor allem eine grosse Sammlung astronomischer Instrumente besass.²⁷ Als weiteres Beispiel sei noch Charles-Gaspard de la Rive genannt, der sich nach einem Aufenthalt in Edingburgh, wo er Medizin studierte, der Chemie und Physik zuwandte. 1802 wurde er zum Titularprofessor für pharmazeutische Chemie ernannt, später für allgemeine Chemie. In seinem Haus errichtete er ein gut ausgestattetes Laboratorium. Nach einem Modell, welches er in England gesehen hatte, baute er dort eine voltaische Batterie auf, die damals als die grösste Europas galt. Viele bekannte Wissenschaftler (Davy, Faraday, Berzelius, Ampère, Arago, Dumas, Regnault, Tyndall, Helmholtz) verkehrten bei ihm.²⁸

Das Beispiel Genfs hat uns gezeigt, dass dort der Arbeitsmarkt für Hochschullehrer lange in den Händen einer kleinen, meist dicht verschwägerten Schicht von Patriziern lag. Eine ähnliche Tradition gab es auch an der Universität Basel, wo bis 1818 fast alle Professoren aus einem der stadtbaslerischen Bürgergeschlechter stammten.²⁹ Die Massstäbe für wissenschaftliche Qualitätskriterien und die Kontakte zur internationalen Welt der Gelehrten scheinen dabei verlorengegangen zu sein.³⁰ Dies verdeutlicht sehr gut, wie die «Internationalität» der Hochschulen schon bald an Grenzen stiess, obwohl Universität und internationale Mobilität einmal wie Zwillinge zusammengehört hatten. Als Gegenteil sind nicht erst im Zeitalter des Nationalismus, sondern schon in der frühen Neuzeit mit der Entstehung moderner Territorialstaaten obrigkeitliche Bemühungen festzustellen, «die Ausbildung an den Hohen Schulen stärker an die landesfürstlichen Interessen zu binden».³¹ Die Konfessionalisierung des Bildungswesens war eines der Resultate dieser Entwicklung.

Eine wissenschaftliche Betätigung kann, wie wir gesehen haben, auch als eine aristokratische Strategie des Obenbleibens angesehen werden. Es stellt sich nun die Frage, wie dieses aristokratische Monopol auf dem Hochschularbeitsmarkt die weitere Entwicklung beeinflusste, und wie sich dieser Markt im 19. und 20. Jahrhundert veränderte.

Die Professoren und ihre Umwelt

Die gesellschaftliche Schlüsselrolle des Hochschullehrerberufs bringt es mit sich, dass die verschiedensten gesellschaftlichen Kräfte bei dessen Regulierung mitreden möchten. Seine Identität hängt in weitem Masse von seiner Umwelt ab. Wir können den Hochschullehrerberuf deshalb nutzbringend mit Hilfe eines systemtheoretischen Akteurenmodells analysieren, welches vier Akteure unterscheidet: Erstens jene, welche die Profession ausüben; zweitens jene, welche die praktizierenden Professionals ausbilden und das dazu notwendige Wissen (re)produzieren; drittens der Staat und viertens die «Kunden».³² Sie alle wirken aufeinander ein und je nachdem, wie das gesellschaftliche Zusammenspiel funktioniert, ändern sich die Rahmenbedingungen für die Profession. Es gilt im Folgenden also zu fragen, wie sich die Schweizer Professoren in diesem System verhalten haben. Konkret:

- In welchem Verhältnis stehen sie zum Staat?
- In welchem Verhältnis stehen sie zu den Märkten, die ihr Produkt konsumieren (Gesellschaft, Wirtschaft, Berufsverbände, Studierende, Nachwuchs und so weiter)?

In welcher Weise beeinflussen diese Beziehungen die Reproduktion der wissenschaftlichen «community», das heisst die Nachwuchs- und Hochschulpolitik?

Weil im Rahmen unseres Projektes vor allem die Internationalität interessiert, werde ich mein Augenmerk auf das Gegensatzpaar Abschlüssung und Offenheit konzentrieren.³³ Abschlüssungstendenzen, die Internationalität behindern, in anderen Fällen aber auch fördern können, bilden von dieser Warte aus einen der interessantesten Aspekte der Professionalisierung.

Der universitäre Arbeitsmarkt in der liberalen Gründerzeit

Beim Verhältnis der Professoren zum Staat gilt es zu berücksichtigen, dass sich die Staatlichkeit auf dem Schweizer Territorium im 19. Jahrhundert stark gewandelt hat. Die neuen liberalen Regierungen brachen je nachdem mehr oder weniger radikal mit dem alten System. Im Bereich der Hochschulen kam dieser Bruch am stärksten da zum Ausdruck, wo bisher keine Universität bestanden hatte.

Von einer Autonomie der Hochschulen war zur Zeit des liberalen Aufbruchs wenig die Rede. Die radikalen Reformer in Zürich und Bern betrachteten ihre neu

gegründeten Universitäten vor allem das Mittel, eine neue Elite heranzuziehen und den Staat zu reformieren.

Die neuen Bildungsanstalten sollten die Schweiz an die internationale Gelehrtenrepublik anschliessen, nicht um einem humanistischen Bildungsideal zu fröhnen, sondern aus staatspolitischen Gründen. Josef Schauberg, der aus Deutschland in die Schweiz immigrierte und ein typischer Vertreter dieser liberalen Gründerzeit war, schrieb 1834 den neuen Universitäten die Aufgabe zu, die Schweiz in die «wissenschaftlich-politische, oder noch genauer bezeichnet, die wissenschaftlich-demokratische Zeit» hineinzukatapultieren.³⁴ Das Problem bestand seiner Meinung nach darin, dass die Schweiz auf dem Gebiet der Bildung fast «theilnamlose Zuschauerin geblieben» sei.³⁵ Während sie in der religiösen Reformation noch an führender Stelle mitgemacht habe, spiele sie in der politischen Reformation nur noch eine untergeordnete Rolle, weil sie sich zu fest in ihrem Schneckenhaus verkrochen hätte.³⁶ Den Grund für die bildungspolitische Rückständigkeit der Schweiz erblickte Schauberg «im krassen Partikularismus der schweizerischen Kantone».³⁷ Der daraus resultierende Mangel an Vaterlandsliebe habe zur Folge, dass niemand sich dafür interessierte, die Verwaltung und die staatlichen Organe dem international üblichen Standard anzupassen. Um dieses Übel zu beheben, forderte er mehr Bereitschaft, Steuern zu bezahlen, die Mängel bei der Zivil- und Strafrechtspflege zu beheben und die Verwaltung auszubauen. Zuerst aber benötige man zum Umbau eines komplexen Staatsgebildes ausgebildete Leute. Diese Ausbildung zu vermitteln, sei zwar teuer, doch dem «Notwendigen» müsse man sich fügen.³⁸ Schauberg wies auch auf den Beitrag hin, welchen die Universitäten zur politischen Einigung Deutschlands geleistet hatten.³⁹ Und bezüglich der Rechtsvereinheitlichung schlug er sogar vor, die Juristenfakultäten der neuen Universitäten Zürich und Bern als «obersten Gerichtshof der Schweiz» einzusetzen, weil die Einigung auf ein Bundesgericht in absehbarer Zukunft sowieso nicht zu erwarten sei.⁴⁰

Der liberale Staat benutzte die neuen Hochschulen also auch als Machtinstrument, welches dazu diente, ein umfassendes «Modernisierungsprogramm» durchzuführen.⁴¹ Philipp Woker sagte an der 70. Gründungsfeier der Berner Universität: «Die Bestimmung für nationale Zwecke, der nationale Charakter ward [...] unserer Hochschule mitgegeben von Anfang an; ihre Gründung war ein Teil der Regeneration unseres bernischen Staatswesens, und zugleich übernahm sie das Erbe eidgenössisch nationaler Aufgaben, die von den Patrioten der Helvetischen Gesellschaft, von Franz Urs Balthasar bis Stapfer, von Stapfer bis Kasimir Pfyf-

fer einer eidgenössischen hohen Schule zugewiesen waren.⁴² Dass man diese Aufgabe nicht dem Patriziat überlassen konnte, versteht sich nach den Ausführungen über Genf von selbst. Und die neue liberale Elite musste zuerst einmal ausgebildet werden, würde man mit Schauberg vermuten. Der Versuch, das aristokratische Wissenschaftsmonopol zu brechen, löste deshalb einen grossen Schub der Öffnung aus.

Profitieren konnten davon vor allem Gelehrte aus Deutschland, wo die Arbeits- und Lebensbedingungen für liberale Gelehrte zum gegebenen Zeitpunkt sehr beschwerlich waren (Karlsbader Beschlüsse und Demagogenverfolgungen, Höhepunkt einer Überfüllungskrise).⁴³ Die vielen Ausländerberufungen hängen aber auch damit zusammen, dass eine wissenschaftliche Ausbildung oder Karriere in der Schweiz viel weniger attraktiv war als in Deutschland. Beatrix Mesmer gibt dazu in der Hochschulgeschichte Berns eine Äusserung von Regierungsrat Rudolf Schneider wieder, die er 1865 vor dem Grossen Rat gemacht hat: «Mancher tritt in das öffentliche Leben, welcher, wenn er wüsste, dass er nie in den Grossen Rat gewählt und nie in der Öffentlichkeit wirken würde, sich der Wissenschaft widmen und auf dem Katheder leuchten würde.»⁴⁴ Dank der liberalen Revolution standen der bürgerlichen Elite jetzt Ämter und andere Karrieren offen, die ihnen bisher verschlossen waren. Nicht selten orientierte sich diese neue Elite an den Normen der alten Aristokratie.⁴⁵ Auch in Zürich zeigte sich bald, dass entgegen den Vorstellungen Schaubergs, der sich in seinen Plänen wohl zu stark am preussischen Beamtenstaat orientiert hatte, erst ein kleiner Teil der gesellschaftlichen Elite eine Hochschulausbildung benötigte. Die juristische Fakultät hatte in der Anfangszeit grosse Mühe. Die Rechtszersplitterung war noch gross, und für die wenigen befristeten Staatsämter lohnte sich ein staatswissenschaftliches Studium kaum, auch weil die politischen Kriterien für deren Vergabe oft wichtiger waren als die berufliche Eignung.⁴⁶

Etwas anders verlief die Geschichte in Genf, wo die Liberalen im Oktober 1846 die Macht übernahmen. Mit der Akademie besass die konservativ-republikanische Aristokratie eine relativ stabile Festung. Die Lehrer der Akademie, insbesondere diejenigen der juristischen Fakultät, verstanden sich als Bedienstete der alten Genfer Regierung. Dies führte dazu, dass ein Teil der Professoren nach der liberalen Revolution demissionierte. Für Albert Rilliet-de Candolle beispielsweise war es unvorstellbar, den neuen Machthabern zu dienen. Er sagte: «L'Académie n'est pas un Corps indépendant, c'est un Corps subordonné; l'Académie n'est pas un Corps savant, c'est un Corps administratif; l'Académie n'existe point en vertu

de prérogatives et de biens qui lui sont propres, mais en vertu de la loi et du budget. L'Académie n'est pas une institution libre, c'est une institution officielle et légale.»⁴⁷ Nicht alle waren mit dieser Auffassung einverstanden. Professor Etienne Chastel etwa verstand sich nicht als verlängerter Arm der Regierung, sondern als «Diener Gottes». Er fühle sich der Wahrheit und der öffentlichen Wohlfahrt verpflichtet. Zurückzutreten sei kein geeignetes Mittel, um gegen die neue Regierung zu protestieren. Lieber verharre er auf seinem Posten, bis ihm gekündigt würde.⁴⁸

So heiss wurde die Suppe aber gar nicht gegessen. An eine Universitätsneugründung nach deutsch-schweizerischem Vorbild war in Genf nicht zu denken, weil Calvins Akademie trotz den politischen Gegensätzen wie ein «mobilisierender Mythos» wirkte.⁴⁹ Sogar James Fazy, der Führer der Radikalen, hatte die Autonomie des akademischen Korps teilweise verteidigt.⁵⁰ Damit trug er wahrscheinlich dazu bei, die Macht und den Einfluss der Genfer Gelehrtenaristokratie zu erhalten. Obwohl es anlässlich einer Reorganisation im Jahr 1848 zu einigen Säuberungen kam,⁵¹ blieb die Genfer Universität auch nach den Reformen um 1870 – was die Herkunft des Lehrkörpers anging – von erstaunlicher Stabilität geprägt. Bis ungefähr 1960 dominierten weiterhin die alten Dozentendynastien.⁵² Eine akademische Karriere blieb für diese Schicht attraktiv, weil sie einen statusgemässen bürgerlichen Lebensstil ermöglichte. In Ansätzen versuchten aber auch die Genfer Liberalen, den Lehrkörper der Akademie zu erneuern. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Berufung des deutschen Flüchtlings Carl Vogt. Vogt hatte in Giessen bei Liebig studiert und war Mitglied des Revolutionsparlaments in der Frankfurter Paulskirche.

Probleme mit den neuen Modernisierungsinstrumenten

Um bei meinem Frageraster zu bleiben, wende ich mich nun den «Konsumenten» der Hochschulleistungen zu. Ich frage, wie die Gesellschaft darauf reagierte, dass Hochschulen als liberale Modernisierungsinstrumente benutzt wurden, und welche Folgen dies für die Studierenden und den Nachwuchs hatte.

In Zürich löste die liberale Schulpolitik und der Zustrom von Ausländern teilweise Verunsicherung aus. Einige, wie zum Beispiel der in Bialystock geborene und in Bonn habilitierte Philosophieprofessor Eduard Bobrik, fürchteten die unschweizerischen studentischen Sitten und den politischen Radikalismus, der

die Universität schädigen konnte.⁵³ Andere wiederum warnten vor dem monarchischen Dünkel, der durch die Orientierung an deutschen Vorbildern importiert wurde.⁵⁴ Und schliesslich bestand nach der Meinung von Gagliardi auch die Gefahr, «dass die kleinstädtische und kleinstaatliche Abneigung gegen ausländische Lehrer, die vor 1831 herrschte und alle Lehrstellen zu Versorgungen und z. T. Sinecuren für die lieben Stadtbewohner werden liess, früher oder später wieder vorherrschend werde».⁵⁵ Unbegründet war diese Ansicht sicher nicht. Die Modernisierungsverlierer, die wegen des liberalen Umsturzes ihre Pfründen verloren hatten, gaben sich so einfach nicht geschlagen.⁵⁶

Zudem bezweifelten viele den praktischen Nutzen des universitären Lehrangebots. Abgesehen von der viel gelobten medizinischen Fakultät, schrieb Gerold L. Meyer von Knonau 1836, sei die Universität Zürich auf Sand gebaut.⁵⁷ Thomas Scherr, der Direktor des Kantonalen Seminars in Küsnacht, äusserte 1838 die Überzeugung, dass vom ursprünglichen Plan eines Instituts der wissenschaftlichen Berufsbildung wieder abgerückt werden müsse. Zu viele Hindernisse hätten das Gedeihen der Hochschule behindert und das Kopieren des deutschen Modells habe sich als Fehler erwiesen. Es sei darum notwendig, nach einem neuen Weg zu suchen. Er schlug vor, einen Vorkurs einzuführen, um die Hochschule breiteren Kreisen zu öffnen. Nach der Darstellung der 100-Jahr-Festschrift ebnete Scherr den Boden für diesen Vorschlag, indem er eine Polemik gegen einige Universitätsdozenten entfachte. Die Autoren der Festschrift räumten zwar ein, dass Scherr mit seiner Kritik teilweise nicht unrecht hatte. Auch dessen Forderung nach einer «Verbreiterung der Hochschulbasis» sei grundsätzlich begrüssenswert gewesen. Doch letztlich fanden sie, Scherr habe mit seiner Kritik dem antiwissenschaftlichen Treiben der Konservativen in die Hände gearbeitet.⁵⁸ Ob er dies wirklich tat und damit den «Straussenhandel» sowie den konservativen Umsturz mit vorbereiten half, spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle. Wichtig ist aber, dass die Unsicherheit, welche die Politisierung der Hochschulen mit sich brachte, ihrem Gedeihen nicht immer förderlich war. Der Zufluss an Studierenden stockte, und die diskontinuierliche Entwicklung brachte immer wieder Rückschritte mit sich.⁵⁹ Die an den «Straussenhandel» anschliessende Zeit der konservativen Herrschaft ging in die Zürcher Universitätsgeschichte als «Jahrzehnt der Bewegung» ein.⁶⁰ Die freiheitlichen Studenten und ein Teil der ausländischen Dozenten vertrugen sich schlecht mit der neuen Regierung. Als Beispiel sei der Versuch genannt, den Bezug von Ruhegehältern an die Bedingung des dauernden Verbleibs im Land zu binden.⁶¹ Für ein Weilchen drohte die Universität fast

auszubluten. Johann Lukas Schönlein, der die medizinische Fakultät aufgebaut hatte, verliess Zürich nach dem «Straussenhandel». Seine beiden Schüler Jakob Henle und Karl Pfeufer, die seine Nachfolge angetreten hatten, zogen 1843 nach Heidelberg.⁶² Und 1844 schliesslich setzte sich mit dem Juristen Friedrich Ludwig Keller, der nach Halle berufen wurde, eine weitere zentrale Gründerfigur ab. Der Erziehungsrat forderte ihn zwar zum Bleiben auf; da der liberale Keller aber seinen politischen Einfluss verloren hatte, konnte ihn nichts mehr halten.⁶³

Das nach dem Straussenhandel an die Macht gelangte konservative «Septemberregiment» hielt sich aber auch nur bis 1846. Regierungsrat Johann Caspar Bluntschli, der 1844 selbst das Rektorat übernommen hatte, trat zurück. 1848 verliess auch er die Schweiz, weil der neuerliche politische Umschwung ihm wenig Gutes versprach.⁶⁴

Wie wir gesehen haben, war diese Phase für den akademischen Nachwuchs wenig förderlich. Zwar sei seit 1833 «eine stattliche Schar» einheimischer Gelehrter nachgezogen worden, doch die bedeutendsten hätten die Schweiz früher oder später verlassen, schrieb Gagliardi.⁶⁵ 1848 wurde diese Lücke teilweise mit politischen Flüchtlingen wieder aufgefüllt.

Zunehmende Autonomisierung des höheren Bildungssystems

Trotz der hohen Ausländerzahl entschärften sich die Konflikte. Dies könnte eine Folge davon sein, dass die direkte politische Indienstnahme der Universitäten abnahm.⁶⁶ Dazu beigetragen hat sicher die Gründung des Eidgenössischen Polytechnikums, der heutigen ETH. Höhere Bildung diene jetzt in erster Linie dem wirtschaftlichen Fortkommen. Weniger die politischen Modernisierungsagenten waren gefragt, dafür um so mehr Techniker, Naturwissenschaftler und Mediziner. Das zeigte sich auch im revidierten Zürcher Unterrichtsgesetz von 1859. Der Passus, dass die Hochschule den «Zwecken des Staates und der Kirche» diene, wurde gestrichen. Man beliess es bei der Feststellung, die Hochschule müsse die höhere wissenschaftliche Berufsbildung sichern. Beachtet werden sollten die «Erfordernisse der Gegenwart und die besonderen Bedürfnisse der Schweiz».⁶⁷ Die politisch-religiöse Mission trat in den Hintergrund, obwohl der Charakter der Staatsanstalt nicht ganz verloren ging.⁶⁸

Damit verebbten tendenziell die Proteste gegen ausländische Gelehrte. Die stärkste Xenophobie war noch bei den Innerschweizer Katholiken zu vernehmen. Als

in den 1860er Jahren wieder über die Gründung einer eidgenössischen Universität debattiert wurde, warnten sie vor der «Germanisierung» und der «Allmacht des Deutschtums» am Polytechnikum, welches nach ihrer Meinung zu einem «Spekulationsgeschäft für deutsche Professoren» zu verkommen drohte. Eine Bundesuniversität, bangten die Katholisch-Konservativen, würde weniger der Schweiz dienen als «fremden Reformideen»; sie wäre «der Zentralpunkt aller aus Deutschland verjagten Träumer».⁶⁹ Doch auch die Katholiken mussten bald lernen, dass die Schweizer Hochschulen auf fremde Gelehrte angewiesen waren. «Ihre» Universität, die 1889 in Freiburg gegründet wurde, war bald jene mit dem höchsten Ausländeranteil unter den Dozenten (siehe Fig. 1, S. 161).

Die hochschulpolitische Diskussion verschob sich auf andere Fragen. Das zeigt sich deutlich am Beispiel von Carl Vogt, der zwar ein engagierter Liberaler war, sich in gewissen Punkten aber klar von seiner Regierung distanzierte, nicht nur im Kulturkampf, auch in der Hochschulpolitik. 1886 bemängelte er dass die Fakultätsexperten in Berufungsverfahren de facto nichts zu sagen hatten. Sie hätten nach seiner Meinung zwar nicht das letzte Wort haben müssen, aber das bestehende Wahlprozedere setzte er einem «verkleideten Absolutismus» gleich.⁷⁰ Nach Vogt hätte die Mitsprache der Fakultät einen wichtigen Vorteil: «La consultation des Facultés, quand même elle ne serait pas suivie, aurait au moins cet avantage de garantir tant soit peu contre des bévues, qu'on a faites incontestablement, contre la création de chaires insensées, contre la définition d'autres qui nous exposent à la risée de tous les connaisseurs, contre la dotation luxueuse de laboratoires, qui meurent d'inanition.»⁷¹

Die Ursache für die Missstände erblickte Vogt im Bildungsgesetz, mit welchem 1872/1873 die Akademie zur Universität umgebildet worden war. Dieses Gesetz sei noch zu stark unter dem Eindruck der ehemaligen politischen Rolle der Akademie gefällt worden. Jetzt aber müsse die Universität nach anderen Richtlinien geführt werden. Es gelte, international konkurrenzfähig zu bleiben und die weitere Zersplitterung der Kräfte zu verhindern. Vogt forderte eine Schwerpunktbildung auf dem Gebiet der Medizin und der Naturwissenschaften, weil dies die Stärken der Universität Genf seien, die am meisten Studierende anzögen. Um diese Bereiche attraktiv zu gestalten, benötige man zuerst einmal gute Lehrkräfte. Begnadete Professoren waren nach der Meinung von Vogt eine genau so seltene Spezies wie Tenöre. Entsprechend müsse man sie auch entlohnen. Zudem bedürfe es einer anständigen Pensionsregelung, denn vorbei seien die Zeiten, in denen man alle Professoren aus den wohlhabenden Familien der Stadt rekrutieren

konnte. Der Unterricht erfordere gut geführte Laboratorien; und der Staat solle sich bei deren Einrichtung möglichst heraushalten.⁷²

Aber worauf lief dies alles hinaus? Ich glaube, dass die Forderungen Vogts letztlich die Verselbständigung des höheren Bildungssystems zum Ausdruck bringen. Sie zeigen, dass sich das Hochschulsystem stabilisiert hatte. Institute und Laboratorien etablierten sich, und eigener Nachwuchs wurde produziert, für den die Mobilität eine wichtige Rolle spielte. Nach der Schätzung von Vogt lehrten bereits mehr Schweizer in Deutschland als Deutsche in der Schweiz.⁷³ Damit begann der universitäre Arbeitsmarkt der Schweiz nach neuen Gesetzen zu funktionieren, die von den herrschenden Regierungen nicht mehr gesteuert werden konnten.⁷⁴

Nur noch vereinzelt wurde eine Berufung zu einem Politikum. Als Beispiel ist die Nachfolge von Jakob Burckhardt auf dem Basler Lehrstuhl für Geschichte zu erwähnen:⁷⁵ Der deutsche Julius von Pflugk-Hartung, der nach langem Hin und Her gewählt wurde, verwickelte sich 1889 mit antischweizerischen Pressepolemiken in den «Wohlgemuth-Handel», so dass er schliesslich seinen Hut nehmen musste. Von da an war in Basel klar, dass der Nachfolger, wenn irgendwie möglich, ein Schweizer sein sollte. Insgesamt blieb dieser Skandal eine Ausnahme. Aber er bildete gewissermassen das Vorspiel für die weitere Entwicklung: Im Vorfeld des Ersten Weltkriegs nahmen die xenophoben Ängste wieder zu. Philipp Woker in Bern fand es schon 1904 nicht einfach, «zwischen dem einheimischen und dem fremden Element» zu vermitteln sowie «dem nationalen Charakter» der Universität und «ihrer internationalen Aufgabe [...] gerecht zu werden».⁷⁶

Abschliessung durch Organisation

Eine wichtige Zäsur in der Professionalisierungsgeschichte der Schweizer Professoren stellt die Gründung der Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten dar. Es handelte sich dabei um den ersten Versuch zur fächer- und hochschulübergreifenden Organisation. In den Vordergrund wurden dabei zunächst nicht die Standesinteressen gerückt, sondern die Sorge um «die politische und kulturelle Zukunft unseres Landes».⁷⁷ Die Initianten, Professoren der beiden Zürcher Hochschulen, wandten sich im Februar 1915 an ihre schweizerischen Kollegen, um angesichts der Gräben, die sich überall auftaten, einen gemeinsamen Willen zur Einigung zum Ausdruck zu bringen. Nach getroffener Einigung sei das

Ziel, sich an alle Gebildeten des Landes zu wenden. Die Initianten hatten offiziell nicht eine Berufsorganisation vor Augen, sondern betonten: «Gerade von uns, die wir mehr als Fachlehrer sein wollen, darf unser Volk eine starke Stimme der Ermutigung zum Festhalten an den höchsten gemeinsamen Kulturidealen erwarten.» Nach der Gründung wies der Vorstand darauf hin, dass der Krieg die Hochschuldozenten mit neuen Fragen konfrontiert habe. Am gravierendsten wiege die Bedrohung der «harmonie morale de la Suisse».⁷⁸ Die Aufgabe der Hochschulen sei es, zu dieser Harmonie beizutragen und, wo nötig, sie wieder zu restaurieren. Die Gelehrten müssten sich ihrer moralischen Verpflichtungen besinnen. Die Ursache der bedrohlichen Situation führten die Einladenden auf fremden Einfluss und eigene Nachlässigkeit zurück: «Si elle [gemeint ist oben angesprochene Harmonie] parait menacée, n'est-ce pas que notre pays s'est laissé pénétrer, de plus d'un côté, par des idées politiques et morales étrangères à son histoire et à ses institutions, contraires aux principes de son unité, nuisibles à sa force véritable, à son progrès intérieur, à son autorité dans le concert des nations? N'est-ce pas surtout que notre esprit national s'est assoupi ou qu'il s'est oublié? N'est-ce pas enfin que nous, maîtres des hautes Ecoles, nous aurions négligé de retremper constamment les vérités de la science aux sources de la conscience? Trop exclusivement attentifs aux réalités pratiques, les universitaires ont perdu de vue qu'ils doivent maintenir l'idéal moral, c'est-à-dire le sens et le goût de ces conceptions générales nécessaires à ceux que le peuple choisira pour le diriger, ou que leur carrière placera à la tête de groupements humains, si modestes soit-ils.»

Wenn man dies vernachlässige, schade dies der wissenschaftlichen Forschung, und es zerstöre den Bürgersinn, die Aufopferung, die allein den Fortschritt der Demokratie sichere. Das Anliegen der Initianten bilde die «intellektuelle Unabhängigkeit der Schweiz», die Versammlung der gutgewillten Dozenten im Dienste der demokratischen und erzieherischen Mission der Schweizer Hochschulen. Deshalb sei es auch verständlich, dass sich der Aufruf nur an die Kollegen schweizerischer Nationalität richte. Im Zweckartikel der Statuten hiess es kurz: «Die Vereinigung schweizerischer Hochschuldozenten bezweckt die Förderung nationaler Aufgaben durch die schweizerischen Hochschulen.»⁷⁹

Gegen aussen gab man also vor, sich nicht mit allgemeiner Hochschulpolitik zu befassen, sondern man wollte, «par une action concertée et clairement dévouée à la patrie, réaliser toutes les possibilités du naturel et de l'idéal suisses». Für die Klärung allgemeiner Hochschulfragen, die alle Dozenten betrafen, verwies man auf die 1904 gegründete Rektorenkonferenz. Von dieser würden auch die auslän-

dischen Dozenten vertreten. Deswegen sei es kein Problem, sie aus der Dozentenvereinigung auszuschliessen.

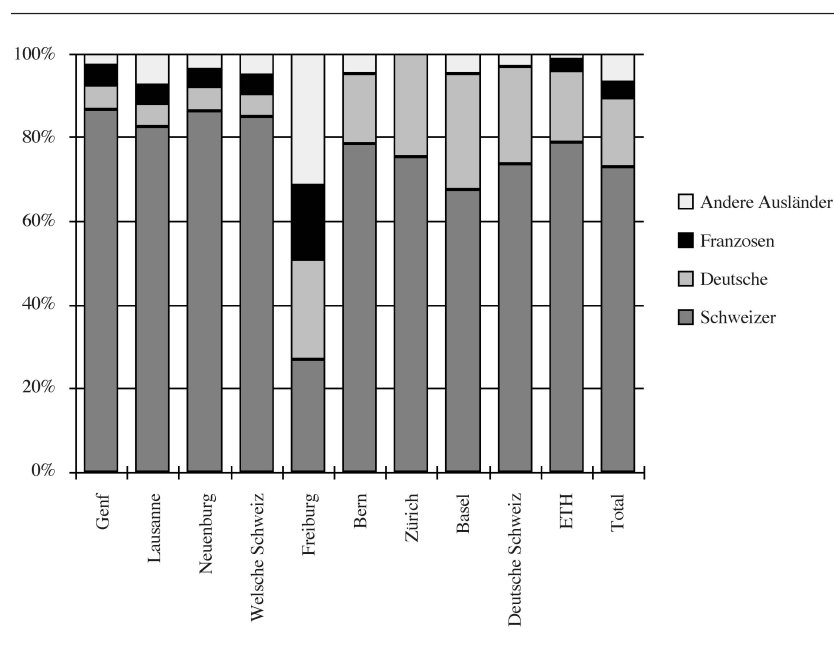
Die Vereinigung der Hochschuldozenten sollte das gegenseitige Kennenlernen fördern, Erfahrungsaustausch ermöglichen, sowie die verstreuten und unkoordinierten Bestrebungen zusammenführen. Als Mittel waren vorgesehen, den Studenten- und eventuell auch den Dozentenaustausch zu fördern, die Staatsbürgerkunde auszubauen, die eidgenössische Maturität zu reformieren, sich mit den Primar- und Sekundarlehrern über den Stellenwert des Unterrichts in den Landessprachen und der nationalen Schriftsteller zu verständigen. Als weitere Themen nahm sich die Vereinigung vor, ein Projekt für eine Tessiner Hochschule zu entwerfen und nach Mitteln zu suchen, um Schweizer Privatdozenten freies wissenschaftliches Schaffen zu ermöglichen, während sie nach einem Lehrstuhl Ausschau hielten.

Die Nationale Vereinigung schrieb sich also doch eine Vielzahl von Aufgaben zu. Auch verstand sie sich als «l'intermédiaire qui nous manque entre les universités et le pouvoir centrale, comme entre les universités et le peuple suisse, notre autorité suprême». In einem gewissen Sinne könnte man sagen, sie versuchte sich demonstrativ in den Dienst der Politik zu stellen, um öffentliche Anerkennung zu erhalten und ihre eigene Stellung zu verbessern.

Die Gründungsversammlung fand am 14. November 1915 in Bern statt. Die Tagesordnung lautete: «Was müssen die Schweizerischen Hochschullehrer für die Verteidigung der geistigen Unabhängigkeit ihrer Landes tun?» Die Voten und Reaktionen darauf wurden teilweise in der Zeitschrift *Wissen und Leben* und in der Reihe *Schweizer Zeitfragen* gedruckt.⁸⁰ Einige Monate vorher veröffentlichte der Genfer Professor William Rappard, der als Sekretär und Kassierer dem ersten Vorstand angehörte, einen Artikel über die Nationalität der Hochschullehrer in der Schweiz.⁸¹ Er überraschte darin mit statistischen Daten über die Ausländer an den Schweizer Hochschulen, was eine breite Debatte über die Ursachen des hohen Ausländeranteils anregte.⁸²

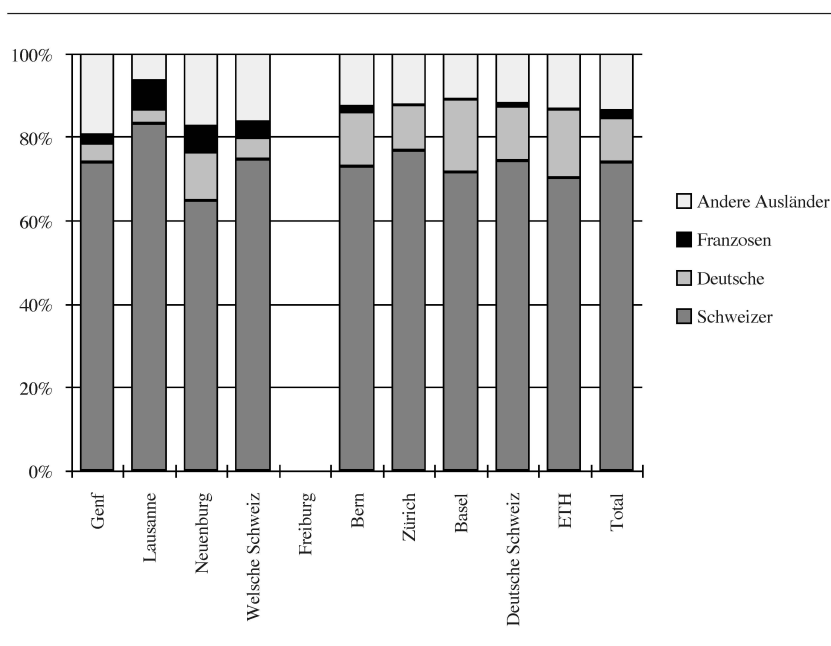
Die Ausländer machten in etwa ein Viertel der Dozenten aus, doch waren sie sehr ungleich verteilt (siehe Fig. 1). An der Universität Freiburg, die in verschiedener Hinsicht eine besondere Rolle einnahm, waren sogar drei Viertel der Dozenten Ausländer. Unter den übrigen Universitäten bildeten Basel mit einem Drittel Ausländern das eine Extrem, Genf mit kaum einem Achtel das andere. Dazwischen lagen Zürich (24,7%), Bern (21,7%), Lausanne (17,4%) und Neuenburg (13,7%). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Verhältnisse

Fig. 1: Ordentliche und ausserordentliche Professoren 1915 (nach Rappard)



bei den Studierenden gerade umgekehrt waren. Basel bildete von ihren Studierenden her die nationalste Hochschule, Genf die internationalste.⁸³ Nimmt man die Zahlen über die Privatdozenten als Abbild des Nachwuchspotentials, so fällt auf, dass das durchschnittliche Potential an einheimischem Nachwuchs in der Westschweiz ziemlich genau dem schweizerischen Durchschnitt entsprach, während dies bei den Professoren nicht der Fall war. Dort lag der Einheimischenanteil über dem Durchschnitt, das heisst die Einheimischen wurden bei Berufungen gegenüber den ausländischen Privatdozenten bevorzugt. Für Freiburg enthielt Rappards Studie keine Angaben über die Privatdozenten. In der deutschen Schweiz lagen die Ausländeranteile bei den gewählten Professoren und den Privatdozenten näher beieinander. Ähnlich wie die welschen Universitäten verhielt sich dagegen das Polytechnikum, welches bei den Professoren ebenfalls einen höheren Schweizeranteil hatte als bei Privatdozenten (siehe Fig. 2).

Fig. 2: Privatdozenten 1915 (nach Rappard)



Die Debatte um diese Zahlen hat die Aufgabenstellung der neuen Dozentenvereinigung nicht wenig beeinflusst. Die ganze Diskussion drehte sich jetzt darum, wie die Abhängigkeit von der Zusammenarbeit mit Deutschland verringert werden konnte. Rappard hatte dazu die Hintergrundinformationen geliefert und die Forderung war klar: In erster Linie sollte jetzt der schweizerische Nachwuchs gefördert werden.⁸⁴ Eine Kommission der Dozentenvereinigung bearbeitete das Thema. Es wurde in den folgenden Jahren an jeder Generalversammlung traktandiert. Im Mai 1919 konnte in einer Mitteilung an die Mitglieder zufrieden festgestellt werden, dass die «Eingaben betr. Besserstellung der Privatdozenten und Assistenten bei verschiedenen Universitätsbehörden starke Beachtung gefunden haben».⁸⁵ Konservative Kreise, die den hohen Ausländeranteil unter den Dozenten schon längere Zeit kritisiert hatten, äusserten sich sehr erfreut über diese Entwicklung.⁸⁶

Zwei Erklärungen bieten sich für die plötzliche Thematisierung der Ausländerfrage in der Wissenschaft an. Einerseits wäre es möglich, dass die Nachwuchsproblematik angesichts des Krieges zum ersten Mal richtig ins Bewusstsein rückte. Während man bisher einen beachtlichen Teil der wissenschaftlichen Innovationen über Einwanderung gewonnen hatte und Schweizer Nachwuchsleute im Ausland Karriere machten, stellte der Krieg die Freizügigkeit des Humankapitals in Frage. Die Förderung von einheimischen Wissenschaftlern schien sich aus neutralitätspolitischen Gründen aufzudrängen, weil sich die hochangesehene deutsche Wissenschaft in der Kriegspropaganda teilweise stark exponiert hatte. Als Gebot der Stunde galt, die «intellektuelle Unabhängigkeit der Schweiz» zu festigen. Dieser Aufgabe verschrieben sich die Schweizer Hochschullehrer 1915 mit vollem Elan.

Eine andere Erklärung für die verstärkte Abschliessungstendenz könnte darin liegen, dass an den Schweizer Hochschulen inzwischen genug Nachwuchs herangebildet worden war (nicht selten von ausländischen Lehrern), der seine eigenen Interessen zu artikulieren begann. In diese Richtung deuten gewisse Professionalisierungsphänomene, wie die Gründung der Nationalen Vereinigung schweizerischer Hochschuldozenten. Eine Erklärung könnte darin liegen, dass die Mobilität durch den Krieg stark behindert wurde und die Mehrheit des schweizerischen Nachwuchses auf den Heimmarkt zurückgeworfen wurde.

Die Geschichte der Universität Bern zeigt, dass die Professoren nach dem Ersten Weltkrieg leichter Fürsprache in der Politik fanden.⁸⁷ Der Grund dafür lag in ihrer besseren Beziehung zur Öffentlichkeit infolge ihres patriotischen Engagements. Auch die Gründung von privaten Förderstiftungen hatte mit diesem besseren Kontakt zur Öffentlichkeit zu tun. Der Ursprung vieler Stiftungen geht in diese Zeit zurück, was für die Universitäten wohl auch ein Zeichen ihrer gesellschaftlichen Anerkennung war.⁸⁸

An der Jahresversammlung 1924 referierte der Basler Professor Gustav Senn über den «schweizerischen akademischen Nachwuchs und seine Förderung».⁸⁹ Es gehe nicht darum, «gegen ausländische Dozenten Stellung zu nehmen». Auch in Zukunft werde man auf ihre guten Dienste nicht verzichten können. Zudem neigten die Schweizer mehr zu praktischer, als zu theoretischer Betätigung. Um so mehr bräuchten junge Gelehrte Aufmunterung, nicht nur moralisch, auch materiell. Diesbezüglich seien die Schweizer im Nachteil gegenüber dem Ausland, weil hierzulande nur sehr kleine Stipendien für die wissenschaftliche Arbeit junger Gelehrter existierten. Es wurde darum vorgeschlagen, die Vereinigung solle aus

ihrem Vermögen ein Stipendium entrichten. Das könne zwar zu Schwierigkeiten und Differenzen führen, andererseits würde es die Vereinigung mit neuem Leben erfüllen, meinte Senn. Offensichtlich war das Interesse an der Vereinigung nämlich bereits abgeklungen. Die aufgeregte Kriegszeit war vorbei. In der Diskussion wurde aber weiterhin darauf beharrt, dass die Hauptaufgabe der Vereinigung weiterhin darin liege, eine Mentalität zu schaffen, «welche die Berufung schweizerischer Gelehrter begünstige».⁹⁰

Ganz allgemein scheint das national-politische Engagement der Hochschuldozenten sich auf ihr öffentliches Ansehen positiv ausgewirkt zu haben. Doch die Vereinigung selbst schien sich nicht zu erholen. Der Freiburger Professor Pierre Aeby schrieb 1928 in der Schweizerischen Hochschulzeitung, die Teilnahme habe sich auf einen kleinen Zirkel von Leuten zurückgebildet.⁹¹ Die Organisation müsse ihre beiden Fesseln ablegen. Die eine bilde die Selbstbeschränkung des Handlungsrahmens. Wissenschaft sei überregional und international. Nicht immer dürfe der schweizerische Standpunkt im Vordergrund stehen. «(O)uvrons les yeux sur le vaste monde», forderte er. Zweitens müsse die Organisation sich den ausländischen Kollegen öffnen. Die Vereinigung brauche frisches Blut. Es sei absurd, einmal jährlich nur unter Schweizern jene Fragen zu erörtern, die sonst alltäglich mit allen Kollegen diskutiert werden.

Nach dem Ersten Weltkrieg öffnete sich die Schweizer Wissenschaft wieder, diesmal vor allem in die Richtung der Entente-Länder (Grossbritannien, USA, Frankreich). Deutschland war nach dem Krieg politisch isoliert. Die internationale Wissenschaftsgemeinde begann sich nach dem Ersten Weltkrieg nach politischen Kriterien neu zu organisieren.⁹² Bedingt durch die Ergebnisse des Krieges gewannen die Siegermächte auch in der Wissenschaft an Bedeutung. Für die Schweiz bildete eine Hinwendung in deren Richtung gleichzeitig ein Gegengewicht zur einseitigen wissenschaftlichen Anbindung an Deutschland.

Gefördert wurde diese Neuorientierung der Aussenbeziehungen in den 20er Jahren durch eine Reihe von Bemühungen, die internationalen Kontakte zu intensivieren. Stark ausgebaut wurden die internationalen Beziehungen und der Studierendenaustausch. Ein Forum bildete der neu in Genf etablierte Völkerbund, bei dem eine Kommission für wissenschaftliche Zusammenarbeit und eine auf Hochschulfragen spezialisierte Sekretariatsstelle eingerichtet wurde. Weitere internationale Kooperationen entfalteten sich über die Entr'Aide Universitaire und bei Treffen auf bilateraler und fachlicher Ebene (zum Beispiel Britisch-schweizerische Hochschulkonferenz in Basel).⁹³ Vereinzelt übernahmen Schweizer Wis-

senschaftler auch eigentliche Vermittlerrollen. Der Berner Chirurg Friedrich de Quervain schlug 1919 vor, Massnahmen zur Förderung der internationalen Beziehungen und des Studentenaustauschs zu ergreifen. Schwerpunktländer dieser Massnahmen sollten Frankreich, England und die USA sein, weil zu den deutschsprachigen Ländern bereits gute Beziehungen bestünden.⁹⁴ In den 20er Jahren versuchte de Quervain jahrelang, zwischen den aus dem internationalen Verband ausgeschlossenen Chirurgen aus den Zentralmächten und den Entente-Chirurgen zu vermitteln.⁹⁵

Die wirtschaftliche Entwicklung, und in den 30er Jahren auch wieder die politische, hat die Entfaltung der internationalen wissenschaftlichen Kooperation aber weiterhin stark behindert. Internationale Wanderjahre zu durchlaufen, wurde immer schwieriger. Zudem wurde die Schweiz nun fast gänzlich vom deutschen Hochschulwesen abgeschnitten, was die Nachwuchsproblematik noch einmal verschärfte. Schweizer hatten keine Chancen mehr, eine Stelle in Deutschland zu bekommen, und die Schweizer Hochschulen dienten den deutschen Nachwuchsleuten auch nicht mehr als «Trittbrett». Dem einheimischen Nachwuchs fehlte somit oft die notwendige internationale Erfahrung, so dass der Rektor der Zürcher Universität 1941 klagte: «Es erfolgten Neubesetzungen, die als Notbehelfe zu deklarieren sind, untragbar in einer Zeit, die an die Hochschulen als Lehr- und Forschungsinstitutionen besondere Anforderungen stellt.»⁹⁶

Die Folgerung aus dieser Analyse lautete, dass Mittel beschafft werden mussten, um die Qualifizierung von jungen Wissenschaftlern zu Hause in der Schweiz zu gewährleisten. In einem ersten Anlauf übernahm die Pro Helvetia gewisse Aufgaben der Forschungsförderung. Später konzentrierte sie sich im Bereich der Wissenschaft auf die auswärtige Kulturpolitik (zum Beispiel Verbreitung und Austausch von Literatur). Die Mittel dieser Institution reichten aber bei weitem nicht aus, um auf breiter Ebene Forschungsförderung zu betreiben. Dafür wurde 1952 nach längerer Vorbereitung der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung gegründet. Als Vorbild dienten dabei ähnliche Institutionen in anderen Ländern.

Die Einrichtung des Schweizerischen Nationalfonds bildete einen Meilenstein. Durch die Professionalisierung der Forschung, die er bewirkte, belebte er auch wieder das Interesse für die internationale Wissenschaft. Die Mobilitätschancen einheimischer Wissenschaftler nahmen zu. Inwiefern der Nationalfonds damit auch eine Abwanderung von schweizerischen Wissenschaftlern («brain drain») gefördert hat, ist eine offene Frage. Der Nachwuchsmangel, der seit dem Ende der 50er Jahre

zugespitzt wahrgenommen wurde, scheint aber in wesentlich grösserem Ausmass durch die allgemeine Expansion der Hochschulen bewirkt worden zu sein.

Die von einem Angebotsmangel an hochqualifizierten Arbeitskräften geprägte Arbeitsmarktlage entspannte sich erst in den 70er Jahren. Zum Höhepunkt dieser Mangelsituation wurden verschiedene Anstrengungen unternommen, um im Ausland weilende technische Kader zurück in die Schweiz zu locken.⁹⁷ So begann etwa die schweizerische Botschaft in Washington ein «Bulletin for Swiss Scientists and Engineers in North America» herauszugeben, in dem sich Auslandschweizer über offene Stellen in der Schweiz orientieren konnten.⁹⁸ Ein Teil der Expansion des tertiären Bildungssektors musste aber weiterhin mit auswärtigen Lehrkräften bewältigt werden. Die Erklärungen dafür sind auf verschiedenen Ebenen zu suchen. Einen Faktor bildet der Standard des Ausbaus moderner Forschungsorganisation, das heisst das Bestehen eines vorwiegend in der Forschung engagierten Mittelbaus. Dies trifft besonders auf forschungsintensive Fächer wie die Chemie zu, wo an den Hochschulen viele Forschungsstellen bestehen, die nur teilweise mit schweizerischem Nachwuchs besetzt werden können. Dazu kommt noch, dass gerade in diesen Bereichen die privatwirtschaftliche Forschung relativ viele Stellen anbietet. Dies könnte erklären, warum der Ausländeranteil im Wissenschaftsbereich in der jüngsten Vergangenheit generell wieder angestiegen ist.

Anmerkungen

- 1 «Internationalität im föderalistisch organisierten schweizerischen Hochschulwesen» (Leitung: Karl Weber, Mitarbeit: Martin Wicki, Franz Horvath). Weitere Anregungen verdanke ich Ulrich Pfister.
- 2 Vgl. z. B. Hartmut Titze, *Der Akademikerzyklus. Historische Untersuchungen über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren*, Göttingen 1990, und Karl Weber, J. Martin Niederberger, *Von der Nachwuchs- zur Mittelbaupolitik*, hg. v. Schweizerischen Wissenschaftsrat, Bern 1984.
- 3 Maurice Kogan, Ingrid Moses, Elaine El-Khawas, *Staffing Higher Education. Meeting New Challenges*, London 1994, 13, 30.
- 4 Dieser Begriff wurde 1969 von H. J. Perkin in einer Arbeit über die britische «Association of University Teachers» geprägt. Vgl. Kogan, Moses, El-Khawas (wie Anm. 3), 28.
- 5 Martin Schmeiser, *Akademischer Hasard. Das Berufschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung*, Stuttgart 1994, 25.
- 6 Allgemein zur Professionalisierung Michael Burrage, «Introduction: the professions in sociology and history», in Michael Burrage, Rolf Torstendahl (Hg.), *Professions in Theory and History. Rethinking the Study of the Professions*, London 1990; Dietrich Rüschemeyer,

- «Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung», *Geschichte und Gesellschaft* 6 (1980); Hannes Siegrist, «Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum», in Ders. (Hg.), *Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich*, Göttingen 1988, 11 f. Spezifisch zum Hochschullehrerberuf vgl. die international vergleichende Studie der Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching: Ernest L. Boyer, Philip Altbach, Mary Jean Whitelaw, *The Academic Profession. An international perspective*, Princeton 1994; Jürgen Enders, Ulrich Teichler, *Der Hochschullehrerberuf im internationalen Vergleich. Ergebnisse einer Befragung über die wissenschaftliche Profession in 13 Ländern*, Bonn 1995.
- 7 Schmeiser (wie Anm. 5), 34 f.
 - 8 Wilhelm von Humboldt, «Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin», in Ernst Müller (Hg.), *Gelegentliche Gedanken über Universitäten von J. J. Engel, J. B. Erhard, F. A. Wolf, J. G. Fichte, F. D. E. Schleiermacher, K. F. Savigny, W. v. Humboldt, G. F. W. Hegel*, Leipzig 1990, 275.
 - 9 Schmeiser (wie Anm. 5), 42; Christian Graf von Krockow, «Zwischen Wissenschaft und Praxis. Studien über die Lage des akademischen Nachwuchses», *Schweizer Monatshefte* 38 (1958), 657.
 - 10 Zur Vorbildrolle der deutschen Universitäten für Europa, die USA und Japan vgl. Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, Lizenzausgabe, Zürich 1985, 470, und Ulrich Im Hof, «Hohe Schule – Akademie – Universität: 1528 – 1805 – 1834 – 1984», in *Hochschulgeschichte Berns 1528–1984*, Bern 1984, 68.
 - 11 Schmeiser (wie Anm. 5), 28 f.
 - 12 Vgl. Robert R. Locke, *The End of the Practical Man. Entrepreneurship and Higher Education in Germany, France, and Great Britain, 1880–1940*, Greenwich (Connecticut) 1984, 69.
 - 13 Max Weber, «Wissenschaft als Beruf», in Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. v. Johannes Winckelmann, 7. Aufl., Tübingen 1988, 583 (Zitat); vgl. A. Harnack, «Vom Grossbetrieb der Wissenschaft», *Preussische Jahrbücher* 119 (1905), 195; Carl Vogt, *Quelques mots sur la question universitaire*, Genève 1886, 47 f.; Ernst Gagliardi, Hans Nabholz, Jean Strohl, *Die Universität Zürich 1833–1933 und ihre Vorläufer. Festschrift zur Jahrhundertfeier*, Zürich 1938, 754 f.
 - 14 Schmeiser (wie Anm. 5), 48.
 - 15 Michael Burrage, Konrad Jarausch, Hannes Siegrist, «An actor-based framework for the study of the professions», in Burrage, Torstendahl (wie Anm. 6), 204, 216.
 - 16 Siegrist (wie Anm. 6), 14 f.
 - 17 Siegrist (wie Anm. 6), 22 f.
 - 18 Siegrist (wie Anm. 6), 30.
 - 19 Zu diesem Begriff vgl. Rudolf Jaun, Ulrich Pfister, «Das eidgenössische Generalstabskorps zwischen Stabsorganisation und Honoratioren-Elite», in Rudolf Jaun (Hg.), *Das eidgenössische Generalstabskorps 1875–1945. Eine kollektiv-biographische Studie*, Basel 1991, 464 f.
 - 20 Vgl. Rudolf Jaun, *Das eidgenössische Generalstabskorps 1804–74. Eine kollektiv-biographische Studie*, Basel 1983, 232, 246 f.
 - 21 Cléopâtre Montandon, *Le développement de la science à Genève aux XVIIIe et XIXe siècles. Le cas d'une communauté scientifique*, Vevey 1975, 48 f., 59 f.
 - 22 Montandon (wie Anm. 21), 56 f.
 - 23 Montandon (wie Anm. 21), 25 f.

- 24 Montandon (wie Anm. 21), 56 f.
- 25 Montandon (wie Anm. 21), 58.
- 26 Montandon (wie Anm. 21), 61 f.
- 27 Montandon (wie Anm. 21), 60; vgl. auch das Beispiel von Ferdinand de Saussure in Marco Marcacci, *Histoire de l'Université de Genève*, Genève 1987, 238.
- 28 Raymond Collet, «L'enseignement de la chimie à Genève avant 1879», in Achille Benakis et al., *Centenaire de l'Ecole de Chimie de l'Université de Genève (1879–1979)*, Genève 1979, 4.
- 29 Andreas Staehelin, *Geschichte der Universität Basel 1632–1818*, Basel 1957, 52 f.
- 30 Andreas Staehelin, *Geschichte der Universität Basel 1818–1835*, Basel 1959, 119 f.
- 31 Ingrid Matschinegg, «Bildung und Mobilität. Wiener Studenten an italienischen Universitäten in der frühen Neuzeit», in Kurt Mühlberger, Thomas Maisel (Hg.), *Aspekte der Bildungs- und Universitätsgeschichte. 16. bis 19. Jahrhundert*, Wien 1993, 307.
- 32 Burrage, Jarausch, Siegrist (wie Anm. 15), 207.
- 33 Vgl. Raymond Murphy, *Social Closure. The Theory of Monopolization and Exclusion*, Oxford 1988; Ders., «Professionalization or bureaucratization: the fall of the professional?», in Rolf Torstendahl, Michael Burrage (Hg.), *The Formation of Professions. Knowledge, State and Strategy*, London 1990.
- 34 Josef Schauberg, *Politische Betrachtungen über die Stiftung einer Hochschule zu Zürich und den Bildungszustand der Schweiz überhaupt*, Zürich 1834, 99.
- 35 Schauberg (wie Anm. 34), 8 f.
- 36 Schauberg (wie Anm. 34), 100 f.
- 37 Schauberg (wie Anm. 34), 18.
- 38 Schauberg (wie Anm. 34), 23 f., 30 f.
- 39 Schauberg (wie Anm. 34), 64.
- 40 Schauberg (wie Anm. 34), 75 f., 81 f., 93.
- 41 Beatrix Mesmer, «Die Berner und ihre Universität», in *Hochschulgeschichte Berns 1528–1984*, Bern 1984, 131.
- 42 Philipp Woker, *Der nationale Charakter und die internationale Bedeutung unserer Hochschule*, Rektoratsrede gehalten bei der 70. Stiftungsfeier der Universität Bern, Bern 1905, 21 f.
- 43 Titze (wie Anm. 2), 30 f., 205 f.
- 44 Mesmer (wie Anm. 41), 144.
- 45 Jaun (wie Anm. 20), 243.
- 46 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 246 f., 370.
- 47 Charles Borgeaud, *Histoire de l'Université de Genève. L'Académie et l'Université au XIXe siècle* Genève 1934, 321 f.
- 48 Borgeaud (wie Anm. 47), 324.
- 49 Marco Marcacci, «Carl Vogt: le savoir, le pouvoir et le rôle de l'université», *Revue du Vieux Genève* 17 (1987), 45.
- 50 Borgeaud (wie Anm. 47), 298.
- 51 Borgeaud (wie Anm. 47), 358 f.
- 52 Marcacci (wie Anm. 27), 239. Beispiele solcher Geschlechter: Claparède, Reverdin, Mayor, Oltramare, Martin (neun Professoren, acht Rektoren innerhalb eines Jahrhunderts), Pictet, Naville, de Saussure, Monnier (drei Generationen von Chemikern).
- 53 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 368.
- 54 Vgl. Schauberg (wie Anm. 34), 71.
- 55 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 253.

- 56 Konrad Rahn-Escher, «Ursachen, Verlauf und Nachwirkungen der Zürcher Septemberrevolution von 1839», *Zürcher Taschenbuch 1915–1917*, Zürich 1917, 62 f.
- 57 Zit. nach Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 370.
- 58 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 248 f. Vgl. auch die Reformvorschläge der Professoren Johann Caspar von Orelli und Karl Löwig, ebd., 401 f.
- 59 Für vergleichbare Probleme an den Universitäten Basel, Bern und Genf vgl. Edgar Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960*, 2. Aufl., Basel 1971, 419 f.; Im Hof (wie Anm. 10), 62 f.; Marcacci (wie Anm. 27), 126; Ders., «Le père spirituel de l'Université», *Campus. Magazine de l'Université de Genève* 30 (1995), 32.
- 60 Willy Spühler, «100 Jahre Universität Zürich», Sonderdruck aus den *Zürcher Statistischen Nachrichten* 4 (1932), 5.
- 61 Vgl. Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 414.
- 62 Vgl. Eliane Schwöbel-Schrafl, *Was verdankt die Medizinische Fakultät Zürich ihren ausländischen Dozenten? 1833 bis 1863*, Diss. Zürich 1985, 20.
- 63 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 430 f.
- 64 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 457.
- 65 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 465.
- 66 Zu Bern vgl. Mesmer (wie Anm. 41), 137.
- 67 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 607 f.
- 68 Fritz Fleiner, *Jahrhundertfeier der Universität Zürich. Festrede zum Festakt*, Zürich 1933, 4.
- 69 Gagliardi, Nabholz, Strohl (wie Anm. 13), 607 f.
- 70 Vogt (wie Anm. 13), 59.
- 71 Vogt (wie Anm. 13), 59.
- 72 Vogt (wie Anm. 13), 34 f., 43, 51f., 57 f., 60.
- 73 Vogt (wie Anm. 13), 45.
- 74 Zur gleichen Entwicklung in Deutschland vgl. Hartmut Titze, «Der Akademikerzyklus. Zur Auswertung historischer Massendaten des Hochschulbesuchs», *Forschung & Lehre. Mitteilungen des Deutschen Hochschulverbandes* 1 (1996), 36.
- 75 Edgar Bonjour, «Jacob Burckhardts Nachfolge auf dem Lehrstuhl der Geschichte», in Ders., *Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze*, Basel 1958.
- 76 Woker (wie Anm. 42), 4.
- 77 Erster Aufruf, betitelt mit «*Sehr geehrter Herr Kollege!*», Zürich, im Februar 1915, Schweizerische Landesbibliothek (= SLB), V Schweiz 1496 (das Folgende nach dieser Quelle).
- 78 Association nationale des Universitaires Suisses/Nationale Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten, «*A Monsieur ...*», vorgedruckte Beitrittseinladung des Vorstands, Genève, le 25 mars 1916, SLB, V Schweiz 1496 (das Folgende, wenn nicht anders angegeben, nach dieser Quelle).
- 79 *Statuten der nationalen Vereinigung schweizerischer Hochschuldozenten*, SLB, V Schweiz 1496.
- 80 *Wissen und Leben* 16 (1915/1916), 238 f., 305 f., 367 f.; Paul Seippel et al., «Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz», *Schweizer Zeitfragen* 51 (1916).
- 81 William Rappard, «La nationalité des maîtres dans l'enseignement universitaire en Suisse», *Wissen und Leben* 15 (1915).
- 82 Vgl. Giovanni Busino, Geneviève Hofer, Ariane Miéville, «Savoir et nationalités. William E. Rappard et les professeurs étrangers en Suisse», *Revue européenne des sciences sociales* 29 (1991), Nr. 90.
- 83 Rappard (wie Anm. 81), 539.

- 84 Vgl. «Die Nationalität der schweiz. Hochschullehrer», *Aargauer Nachrichten*, 18. Juni 1915; «Professeurs étrangers dans les Universités suisses», *Journal de Genève*, 15–16 juin 1915; D., «La Suisse aux mains des Allemands», *Feuille d'Avis de La Chaux-de-Fonds*, 10 décembre 1915; «L'invasion étrangère» *La Suisse libérale*, 5 juin 1915.
- 85 *Mitteilungen*, Bern, den 5. Mai 1919, SLB, V Schweiz 1496.
- 86 Mesmer (wie Anm. 41), 148.
- 87 Mesmer (wie Anm. 41), 151.
- 88 Vgl. Mesmer (wie Anm. 41), 152.
- 89 *Hochschul-Nachrichten* 11 (1925), 284.
- 90 *Hochschul-Nachrichten* (wie Anm. 89).
- 91 Pierre Aeby, «Et l'Association nationale des Universitaires suisses?», *Schweizerische Hochschulzeitung* 2 (1928).
- 92 Daniel J. Kevles, «Into Hostile Political Camps: The Reorganization of International Science in World War I», *Isis* 62 (1971).
- 93 *Hochschul-Nachrichten* 2 (1922), 26 f.
- 94 Ulrich Tröhler, *Der Schweizer Chirurg J. F. de Quervain (1868–1940). Wegbereiter neuer internationaler Beziehungen in der Wissenschaft der Zwischenkriegszeit*, Aarau 1973, 56.
- 95 Tröhler (wie Anm. 94), 100 f.
- 96 P. Niggli, «Hochschulen und akademischer Nachwuchs (Referat an der Generalversammlung der Nationalen Vereinigung schweizerischer Hochschuldozenten am 9. November 1941 in Bern)», *Schweizerische Hochschulzeitung* 15 (1941), 274.
- 97 Vgl. *Schweizerische Hochschulzeitung* 34 (1961), 301 f.
- 98 Vgl. *Schweizerische Arbeitgeberzeitung* 63 (1968), 995 f.